

Zehn Jahre Rehwildforschung: ein Rückblick

Rehwild im Hochgebirge

Ulrich Wotschikowsky

Es war im September 1983. Wir standen am „Bankl“, einem Aussichtspunkt mitten im Revier, und suchten mit den Ferngläsern die Hänge ab. Binnen 15 Minuten zählten wir ein Dutzend Rehe und zwei Stück Rotwild. Rehe schienen also reichlich vorhanden, aber wie viele? 60 könnten es leicht sein, meinte Franz Wieser, der Förster. Adolf Gögele, der Jagdaufseher, wollte sogar 100 oder ein paar mehr gelten lassen. Und Alfons Heidegger? „G'nua!“ meinte er diplomatisch und fügte an: „Dös müast's selm rausfindn!“ (Das müßt Ihr selber rausfinden.)

Der Zaun war im Jahr zuvor fertiggestellt worden und zog sich bis weit über die Waldgrenze hinauf. Wir erläuterten Luis Durnwalder, der damals noch Landesrat für Land- und Forstwirtschaft war, unser Forschungskonzept, das gleich mit einem harten Brocken begann: 20 Rehe wollten wir noch in diesem Herbst schießen. Wahllos, versteht sich. Denn wir wollten ja nicht nur die schwachen untersuchen. Er stimmte zu. Die Rehe wurden in wenigen Tagen erlegt, vermessen und gewogen. Darüber hinaus wurden Unterkiefer, Vorderläufe, Eierstöcke, Organteile und Panseninhalt gesammelt.

Arbeiter des Landesbetriebes bauten inzwischen 20 Kastenfallen, die bei den Fütterungen aufgestellt wurden. Mindestens 30 Rehe wollten wir fangen. Der Erfolg in Hahnebaum 1984 übertraf meine kühnsten Erwartungen. Bereits am ersten Tag markierten wir 14 Rehe. Am Ende der Woche waren es 26. Nach 13 Tagen waren 40 (!) Re-

he gefangen, die meisten mehrmals, und die Wiederfänge häuften sich, während kaum mehr unmarkierte Rehe in die Fallen gingen.

Die ersten Jahre: Alles lief nach „Wunsch“

Wir hatten von Anfang an eine hohe Wilddichte angenommen und fanden unsere Vermutungen durch die Abschüsse und Fangergebnisse bestätigt. Die Kennzeichen hoher Dichte schienen unübersehbar: Viele Rehe waren sehr alt oder mager, nur wenige Gaisen führten ein Kitz: In Hahnebaum wurden zuvor jahrelang kaum eine Gais und nur ein oder zwei Böcke jährlich geschossen. Als sich der

Winter bis in den Mai hinzog, rechnete ich mit viel Fallwild. Und so kam es auch.

Die Jägerschule Hahnebaum hatte 1984 ihren Betrieb aufgenommen, und 15 künftige Jagdaufseher drückten die Schulbank. Freilich waren sie lieber im Revier, und von dort kamen sie ein ums andere Mal mit verendeten Rehen heim oder mit deren Resten, gelegentlich auch nur mit einer Ohrmarke. Der ungewöhnlich lange, schnee-reiche Winter forderte seinen Tribut. Etwa 25 Rehe sammelten wir ein, neun davon waren markiert. Wie viele darüber hinaus umgekommen sind, läßt sich nur grob schätzen – wahrscheinlich etwa 40 Stück, rund

ein Drittel des Bestandes. Füchse und Kolkraben räumten rasch mit den Resten auf.

Die Sommermonate nutzten wir zu intensiven Beobachtungen, um reichlich Daten für die Bestandsermittlung zu erhalten. Wir begannen mit einer Kartierung und Bewertung des Reviers. Josef Rauh verfolgte neun Rehe per Radiotelemetrie. Zwei davon funkten ihre Signale alshald von draußen. Eines ertrank beim Versuch, den Passerbach zu durchqueren, das andere setzte ein Kitz und kehrte im Herbst mit ihm ins Revier zurück. Auch fünf ohrmarkierte Rehe wurden außerhalb beobachtet. Im Zaun klafften also noch Löcher. Im Herbst, kon-

Das Projekt „Hahnebaum“

Welche natürlichen Faktoren regulieren eine Rehwildpopulation im Hochgebirge? Diese Frage stand im Vordergrund eines zehnjährigen Forschungsprojektes im Revier Hahnebaum/Südtirol (s. nächster Kasten). Zwei Faktoren wurde zu Beginn der Untersuchung ein entscheidender Einfluß beigemessen: der Wilddichte sowie dem rauen Gebirgswinter. Um speziell den Einfluß der Wilddichte herauszuarbeiten war es notwendig das Revier zu zäunen. So war es möglich die Rehwilddichte fast beliebig zu verändern. Der zeitliche Ablauf des Experiments wurde in drei Phasen geteilt. In der ersten galt es, die Population auf hohem Niveau zu halten bzw. noch anwachsen zu lassen. Danach sollte sie stark reduziert und auf geringer Dichte gehalten werden. In der dritten Phase sollte sie unbejagt anwachsen können.





zentrierten wir uns auf die Gais-Kitz-Beobachtungen, um die Nachwuchsrate zu schätzen.

Erste Rechnungen ergaben für das Frühjahr 1984, also vor den Fallwildverlusten, etwa 120 Rehe. Allerdings war diese Kalkulation noch sehr unsicher. Heute meine ich, daß wir es anfangs wohl eher mit etwa 150 Rehen zu tun hatten. Also etwa 45 auf 100 Hektar. Für ein alpines Waldgebiet war das eine enorme Wilddichte. Bemerkenswert war die geringe Anzahl Kitz: Auf 65 Gaisen zählten wir ganze 21. Lag das an der hohen Dichte?

Das Jahr 1985 glied dem ersten bis ins Detail. Wieder waren die im September erlegten Rehe recht mager, und um den Nachwuchs sah es ebenso schlecht aus wie 1984. Wir fanden reichlich Fallwild im Frühjahr, aber die Verluste waren nicht so groß wie im Jahr zuvor. Von den errechneten 115 Re-

hen waren zwei Drittel Gaisen. Der Bestand schien sich durch Zuwanderung durch den mehrmals beschädigten Zaun wieder aufgefüllt zu haben.

Insgesamt wiegte ich mich in Sicherheit. Alles schien zusammenzustimmen. Den Rehen in Hahnebaum ging es offenbar schlecht, weil es zu viele waren. Doch noch zwei weitere Jahre wollten wir bei der hohen Dichte bleiben, um genügend Daten zu haben.

Der Landesbetrieb hatte uns inzwischen das Ganderberghaus, mitten im Revier auf 1670 m Höhe gelegen, zu einer wohnlichen Sommerstation hergerichtet. Es stand zuvor 17 Jahre leer. Mit etwas Umsicht war die Station auch im Winter bewohnbar.

1986 – erste Zweifel

Generalprobe war 1986. Einen Meter hoch türmte sich der Schnee, die Temperatur fiel mit-

tags auf minus 26 Grad. Es war mir recht: Hunger und Kälte würden die Rehe in großer Zahl in die mit Hafer und Pellets beköderten Fallen locken, dachte ich.

Zu unserer Überraschung fingen wir aber nur 27 Rehe. Wider alle Erwartungen schien der schwere Winter den Rehen nichts anhaben zu können. Auch Fallwild fanden wir keins, außer einer einzigen alten Gais. Die Nachwuchsrate im Herbst war dagegen doppelt so hoch wie in den vorangegangenen Jahren! Später, als ich neun Jahre miteinander vergleichen konnte, fiel das Jahr 1986 immer wieder aus dem Rahmen. Ich war gewarnt. Erste Zweifel an unseren Ausgangshypothesen (s. Kasten) waren geweckt.

Der Winter 1987 bescherte uns wenig Schnee. Wir fingen wieder 27 Rehe und hatten damit insgesamt 47 markierte Rehe im Revier, mehr als die Hälfte

der Population. Der Rehbestand war auf unter 100 Stück abgesunken, obwohl wir 1986 und '87 jeweils nur zehn Rehe erlegt hatten. Das machte mir Kopfzerbrechen. Die Kitzrate im Herbst war wieder genauso niedrig wie in den ersten beiden Jahren.

1987 – die Reduktion

Nun lagen vier Jahre mit hoher Dichte hinter uns. Der Zeitpunkt war gekommen, die zweite Phase einzuleiten: die der geringen Dichte. Entsprechend unserem Versuchskonzept sollte die Population auf ein Drittel reduziert werden. Weil wir im Herbst 1987 einen Bestand von 90 Rehen errechneten, bedeutete dies den Abschluß von 60 Stück. 60 Rehe in 330 Hektar Gebirgswald zu schießen ist nicht leicht. Vom Erfolg unseres Unternehmens hing jedoch viel ab. Ich sah deshalb dem Herbst 1987 mit Spannung entgegen.

Wir waren sieben Jäger, zwei davon wechselten sich ab. Auf der Karte teilten wir das Forschungsrevier in Parzellen, verlost sie und jagten jeweils von Montag abend bis Freitag mittag. Jede zweite Woche war Pause. Ende September ging es los, und sieben Wochen später, nach 13 Jagdtagen mit jeweils sechs Mann, waren genau 60 Rehe erlegt.

Wir hatten nun die Daten von 123 Rehen, die ihr ganzes Leben bei hoher Populationsdichte verbracht hatten. Der erste Augenschein beim Aufbrechen förderte nichts zutage, was mich sonderlich überrascht hätte. Die Rehe waren so groß und so schwer, wie ich es von anderswo gewohnt war. Von den erwachsenen Gaisen führte die Hälfte kein Kitz bzw. sie mußten ihren Nachwuchs verloren haben. Das bestätigten unsere früheren Beobachtungen zur Kitzrate.

Die mageren Jahre

Wir waren gespannt, wie die Rehe auf die neugewonnene Elbogenfreiheit reagieren würden. Studenten machten sich daran, per Telemetrie zu erkunden, wie die Rehe mit dem neu verfügbaren Raum auskamen. Nach der Theorie sollten für die Rehe nun fette Jahre anbre-

chen. Für uns Forscher waren es magere Jahre. Wenig Rehe bedeuteten wenig Fänge, wenig Markierungen, wenig Beobachtungen, bedeuteten also vermehrten Aufwand, um die erforderlichen Daten zu sammeln. Immerhin gelang es uns im Februar 1988, acht neue Rehe zu fangen. In den beiden folgenden Wintern aber markierten wir kein einziges mehr. Offenbar ging es den wenigen Rehen so gut, daß sie die beköderten Fallen mieden. Lag das nun an der verringerten Dichte? Oder lag es nur daran, daß der Schnee ausblieb?

In den beiden Jahren nach der großen Reduktion wurde nochmals eine beträchtliche Zahl Rehe erlegt: 24 im Herbst 1988 und 21 im Jahr danach. Das war nötig, um zu Winterbeginn jeweils auf 30 bis 40 Stück herunterzukommen, wie es unser Plan vorsah.

Dann wurden die gesammelten Konditionsdaten aus den Jahren geringer Dichte, also 1988 bis 1990, mit denen aus den Jahren vorher verglichen. Zuvor waren besonderte Rehe mehrere tausendmal geortet worden, bei hoher und bei niedriger Dichte. Auch diese Daten sowie die Kitzbeobachtungen aus jedem Herbst wurden miteinander verglichen.



Das Forschungsrevier:

Höhenlage 1400 bis 2600 m. Exposition: Westhang. Neigung: 29°. Größe 500 ha. Beweidung mit etwa 60 Rindern. Bestockung: zwei Drittel Fichte, ein Drittel Lärche, dazu Birke, Grün- und Grauerle, Latsche, Zirbe, Vogelbeere. Der Reh-Lebensraum ist der 330 ha große Nadelwald zwischen 1400 und 2050 m (Waldgrenze). Zaun: 5500 m, hufeisenförmig von 1400 bis 2200 m. Im Bild die Forschungsstation Ganderberg.

Eine Theorie gerät ins Wanken

Unsere Ergebnisse widersprachen der herkömmlichen Meinung auf der ganzen Linie. Es war genau das nicht eingetreten, was für Hahnebaum prophezeit worden war: Daß die Rehe auf eine deutliche Dichtereduktion merklich reagieren würden. Es schien ihnen egal, ob sie sich den verfügbaren Lebensraum mit vielen oder mit wenigen Artgenossen teilen mußten.

Nach sieben Jahren Forschung hatten wir also einige interessante Dinge herausgefunden und erhebliche Zweifel daran geweckt, ob die herkömmlichen Ansichten über Rehe auch im Hochgebirge zuträfen. Ein Einfluß der Dichte ließ sich nicht erkennen – noch nicht. Und das wichtigste fehlte: der Schlüssel zur Populationsregulation.

Jahr für Jahr fiel uns auf, daß viele Gaisen im Herbst kein Kitz führten. Statt zehn bis 15 Kitze auf zehn Gaisen, wie ich es von

anderen Gebieten gewohnt war, beobachteten wir im Herbst nur drei bis sieben. Ich vermutete, daß viele Kitze unmittelbar nach der Geburt an Unterkühlung umkamen. Nässe bei Temperaturen um null Grad, wie es in Hahnebaum im Juni typisch ist, mußte, so meinte ich, für die kleinen Rehkitze eine tödliche Gefahr sein. Aber als wir uns vom Hydrografischen Amt die Wetterdaten holten, ließ sich diese Theorie nicht bestätigen.

Inzwischen hatte ich einige Jagdaufseher, die in der Jägerschule Hahnebaum ausgebildet worden waren, darum gebeten, mit genau der gleichen Methode Kitzbeobachtungen bei sich im Revier zu notieren. Ich wollte wissen, wie groß die Kitzraten anderswo in Südtirol waren und ob Hahnebaum eine Ausnahme war. Drei Jahre hintereinander lieferten diese Aufseher Beobachtungsdaten vom Herbst, dazu zweimal auch aus dem Frühjahr. Insgesamt schrieben sie die respektable Zahl von etwa 4500 Rehen auf. Die meisten Reviere hatten höhere Kitzraten



Ein Teil der „Hahnebaumer Population“ wurde mit Ohrmarken, einige Stücke darüber hinaus mit Halsbandsendern markiert

als Hahnebaum, aber die Werte schwankten erheblich von Revier zu Revier, und sie waren deutlich geringer als erwartet. Hahnebaum paßte ins Gesamtbild.

Allerdings konnten wir auch hier keinen Zusammenhang mit dem Sommerwetter finden. Immer noch wußten wir nicht, woran die Kitze im Sommer starben. Nur daß sie in großer Zahl starben – daran gab es keinen vernünftigen Zweifel. Auch nicht daran, daß die Kitzsterblichkeit den Schlüssel zum Verständnis der Populationsregulation in Hahnebaum bildete. Wir mußten mehr darüber herausfinden.

Die Kitzmarkierung

Im Frühjahr 1991 entschlossen wir uns, neugeborene Kitze im Revier zu suchen, zu wiegen, das Geschlecht zu bestimmen und jedem einen winzigen Halsbandsender umzuhängen. Ich hatte keine Sorge, daß die Gaisen ihre Kitze nicht mehr annehmen würden; denn Tausende von Kitzen sind von Jägern und Forschern schon markiert worden. Größere Probleme sah ich darin, in dem schwierigen, deckungsreichen Gelände genügend Kitze zu finden.

Am 7. Juni entdeckten wir die ersten beiden Kitze. Eins war so klein und schwach, daß es nicht mal den Kopf heben konnte. Wie erwartet, lag es am darauffolgenden Tag verendet dort, wo wir es verlassen hatten. Das andere jedoch funkte mit seinem kleinen Sender aus 150 Metern Entfernung. Im September 1993 lebte es immer noch.

Bis Ende Juni fanden wir weitere sieben Kitze. Nur eins davon überlebte, und zwar ebenfalls bis 1993. Alle anderen kamen innerhalb weniger Tage bei schönstem Wetter um. Vier waren von Füchsen oder Mardern angeschnitten, einige verschleppt worden.

Sieben von neun – das machte Schlagzeilen in der Presse des Landes. Aber die hohen Verlu-

ste unter den markierten Kitzen paßten durchaus zu der geringen Kitzrate, die wir im Herbst insgesamt feststellten. Ein Indiz, daß sie nicht an den Folgen unserer Markierung gestorben waren.

Die höchsten Kitzverluste errechneten wir in den Jahren mit hoher Rehichte und nach langen Wintern: nur drei Kitze auf zehn Gaisen. Aber auch in den guten Jahren waren es nie mehr als sieben Kitze. Theoretisch möglich wären etwa 13, wenn man berücksichtigt, daß einige Gaisen erst eineinhalbjährig waren und deshalb noch nicht führen konnten.

Ein anderes Ergebnis war die Veränderung des Geschlechterverhältnisses. Beobachtungen, Fang- und Abschlußergebnisse

belegen, daß es sich in Hahnebaum etwa zu 1:2 hin verschiebt, was nur mit besonders hohen Verlusten unter den Bockkitzen erklärt werden kann. Sie starben offenbar in größerer Zahl als Gaiskitze; denn bei der Geburt ist das Verhältnis vermutlich nahe bei 1:1.

Ende 1992, nach zehn Jahren Forschungsarbeit im Gelände, schlossen wir das Experiment ab. Unsere Bestandsschätzungen ergaben etwa 90 Rehe. Das waren weniger, als wir zehn Jahre vorher angenommen hatten – eine Folge der unerwartet hohen sommerlichen Kitzverluste.

Ein Berg von Daten war auszuwerten. Dann wollten die Einzelergebnisse miteinander in Einklang gebracht und zu ei-

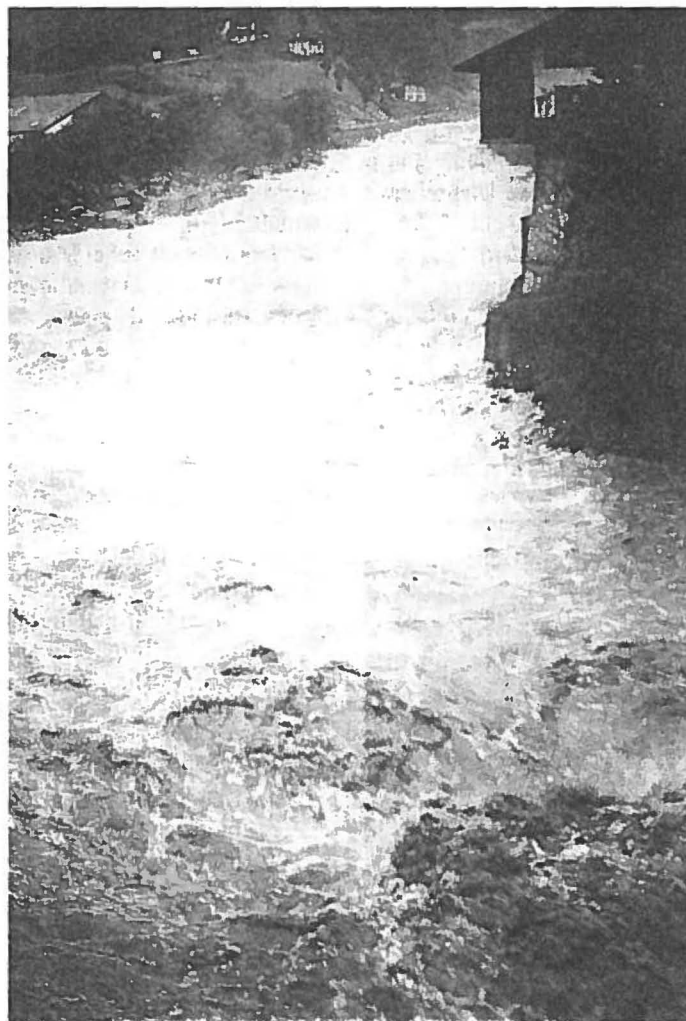
nem schlüssigen Gesamtbild zusammengefügt werden. Die spannende Zeit im Gelände war vorbei.

Was reguliert die Rehe von Hahnebaum?

Die Rehpopulation von Hahnebaum wird durch einen Engpaß in der Ernährung reguliert, der im Mai/Juni auftritt. Dieser Engpaß wirkt über die Gaisen. Er trifft sie genau dann, wenn sie durch das Setzen und Aufziehen der Kitze einen besonders hohen Nahrungsbedarf haben. Die Folge sind hohe Verluste unter den Kitzen, insbesondere unter den männlichen. Im Durchschnitt lag der jährliche Zuwachs der Population bei etwa 20 Prozent. Das ist nur etwa ein Drittel des Potentials einer „normal“ gegliederten Rehpopulation. Im Durchschnitt der zehn Jahre kamen zwei von drei Kitzen um. Selbst in guten Jahren überlebten nur etwa drei von fünf, in schlechten sogar nur eins von fünf.

Schlechte Jahre für die Kitze sind solche mit hoher Rehichte und lang andauernden Wintern, wohl gemerkt: vor der Geburt! Genauer muß man von Frühjahren sprechen: Schnee bis in den April und Mai hinein tut den Rehen besonders weh, und das wirkt sich über die Mütter auf die Kitze aus. Gute Jahre aber sind in Hahnebaum nur relativ gut: Die Gaisen haben es dort immer schwer, sich von den Strapazen des Winters zu erholen, auch wenn er schneearm war. Das liegt an der Höhenlage. In Hahnebaum wird es erst in der zweiten Maihälfte grün. Außerdem fehlen die sonst für Südtirol so typischen saftigen Wiesen, die schon im April viel hochwertige Äsung bieten.

Für die Rehe dauert die äsungsarme Zeit also vier bis sechs Wochen länger als anderswo. Das zeigt sich auch an anderen Ergebnissen: Die Rehe brauchen zweieinhalb Jahre, bis sie ausgewachsen sind. Die Verfärbung beginnt erst im Juni



Hohe sommerliche Niederschläge sind in dem im Passeiertal gelegenen Untersuchungsgebiet Hahnebaum häufig

und zieht sich bis in den Juli hin. Auch die Setzzeit ist verspätet, sie liegt etwa im mittleren Junidrittel – sicher ein Versuch, sich dem späten Vegetationsbeginn anzupassen. Die Brunft hat ihren Höhepunkt erst in der Augustmitte.

Der eigentliche Winter stellt dagegen für die Rehe kein großes Problem dar. Das liegt daran, daß sie bis in den Spätherbst kräftig an Gewicht zulegen – ungelähr ein Kilo pro Monat. Das ist erstaunlich bei der kargen Äsung, die wir bei den Pansenanalysen fanden: hauptsächlich Wacholder, Beersträucher, Pilze, Flechten und die Triebe von Laub- und Nadelhölzern. Unterschiede zwischen geringer und hoher Dichte konnten nicht festgestellt werden. Allerdings streute die Äsungszusammensetzung von Reh zu Reh erheblich, weshalb statistisch haltbare Aussagen kaum zu machen sind. Im Gewichtsvergleich mit anderen Populationen schneiden die Rehe von Hahnebaum im Herbst (bis Ende Oktober) gut ab; daß ihnen dies mit vergleichsweise minderwertiger Äsung gelungen ist, gilt sowohl für Jahre höher als auch für solche geringer Dichte. Das zeigt wiederum, daß selbst Dichten von 30 Rehen pro 100 Hektar noch keine Nahrungskonkurrenz bedeuten

müssen – zumindest nicht im Sommer und Herbst.

Zu einem dichtebedingten Engpaß kann es aber im Winter und Frühjahr kommen. Darauf deuten nicht nur die höheren Kitzverluste im Sommer nach langen Wintern, sondern auch die größeren Fallwildverluste, die wir in den ersten Jahren feststellten. Die Rehe leben in dieser Höhenlage und zu dieser Zeit – nicht nur in Hahnebaum – hauptsächlich von Baumflechten und Wacholdertrieben. Davon gibt es nicht gerade reichlich, und auf der Suche danach ziehen sie auf der festgefrorenen Schneedecke weit umher. Ernährungswissenschaftler sind überrascht, daß Rehe in so großer Menge Flechten äsen; denn lange Zeit hat man nur Rentieren zugetraut, diese Nahrung überhaupt verwerten zu können.

Wir können aus diesen Beobachtungen schließen, daß der späte Vegetationsbeginn (also nicht hoher Schnee) entscheidend ist. Der Dichtefaktor spielt im Gebirge eine untergeordnete Rolle; denn kaum irgendwo in ungezäunten Revieren werden wir Dichten von 30 und mehr Rehen vorfinden.

Die geringe Zuwachsrate ist also das eine Kennzeichen für die Hahnebaumer Rehwildpopulation. Die markante Ver-



Mit nur drei bis sieben Kitzen pro zehn Gaisen im Herbst liegt das Untersuchungsgebiet weit unter den Werten aus Flachlandrevieren. Im zehnjährigen Durchschnitt kamen zwei von drei Kitzen um

schiebung des Geschlechterverhältnisses ist das andere. Bedingt durch höhere Verluste bei den Bockkitzen, entwickelt sich ein Verhältnis von etwa 1:2.

Fütterung, Beweidung und Verbiß

Die Futterraufen – anfangs fünf, später nur noch vier – wurden mit standörtlichem Heu beschickt, das, wie sich zeigte, wegen der vielen Regentage in allen Jahren für die Rehe aber fast wertlos war. Apfeltrester froh in kürzester Zeit zu steinharten Brocken zusammen. Hafer und Pellets wurden nur in den Kastenfallen angeboten, wovon sich das meiste offenbar Mäuse, Eichhörnchen und Eichelhäher holten. Die meisten Rehe haben also vom Kraftfutter nicht profitiert und das Heu weitgehend verschmäht.

Bemerkenswert ist außerdem, daß wir in neun Wintern nur ein einziges Mal einen Hirsch am Rehfutter „ertappten“. Die fünf bis sechs Stück Rotwild, die sich ständig innerhalb des Zaunes aufhielten (2-3 pro 100 ha), ernährten sich ohne menschliche Hilfe.

Bis zu 60 Rinder wurden jedes Jahr ins Forschungsrevier eingetrieben, überwiegend Jungvieh. Im Durchschnitt wiegt ein junges Rind soviel wie fünf Rehe – entspricht das einem Einfluß von $60 \times 5 = 300$ Rehen? Dann wäre die Konkurrenz durch das Vieh im Sommer gewaltig.

Nein. Im Gegenteil. Rinder fressen nicht selektiv wie Rehe, sondern gehen wie ein Rasen-

mäher über die Vegetation. Danach treiben die Gräser und Kräuter neu aus – und genau das ist leichtverdauliche Äsung, die das Rehwild braucht. Der Unterschied war mit bloßem Auge an den kleinen Versuchsgattern zu sehen, die Werner Brauns einrichtete, um den Einfluß der Beweidung zu untersuchen: Hoch und braun stand im September das Gras in den Zäunen, abgerasiert war es außerhalb – aber immerhin grün!

Ohne Vieh hätten die Rehe im Frühsommer wahrscheinlich mehr Äsung zur Verfügung, aber da gibt es ohnehin genug. Im Herbst jedoch hätten sie fast nur zähes, unverdauliches Gras, zwar meterhoch, aber ungenießbar. Und auf den Herbst kommt es an – da müssen sie auftanken für den Winter. Die Waldweide ist für die Rehe von Hahnebaum also positiv.

Selbstverständlich legten wir von Anfang an besonderes Augenmerk auf den Verbiß. Unbedingt wollten wir die Chance nutzen, den Zusammenhang zwischen Rehdichte und Verbiß genauer zu durchleuchten.

Aber schon in den ersten beiden Jahren, bei Dichten von 40 Rehen pro 100 Hektar und zusätzlich zwei bis drei Stück Rotwild und fast 20 Rindern auf derselben Fläche, konnten wir keinen nennenswerten Verbiß an den Fichten und Lärchen feststellen.

Der Wald verjüngte sich ohne Schwierigkeiten auf natürliche Weise, ohne Zäunung und Pflanzung. Bei geringerer Dichte konnte es nicht besser wer-



Die Jagdmannschaft, die die Reduktionsabschüsse durchführte

den. Da gab es nichts zu untersuchen. Fichte und Lärche sind eben nur geringwertige Äsung für Rehe, lieber äsen sie Wacholdertriebe, Flechten und Beersträucher.

Erfahrungen bei der Bejagung

Als 1987 der große Reduktionsabschuß bevorstand, waren wir in Sorge, nicht genügend Rehe erlegen zu können. Die Berechnungen hatten einen Herbstbestand von etwa 90 Stück ergeben. Davon sollten 60 erlegt werden, also etwa 20 pro 100 Hektar.

In der ersten Woche kamen bei sieben Jagdeinsätzen (= ein Morgen oder ein Abend von etwa drei Stunden Pürsch mit je 6 Jägern) 32 Rehe zur Strecke, was knapp vier Stunden pro Reh entspricht. In der zweiten und dritten Woche waren pro erlegtem Reh 18 bzw. 10 Stunden Jagd notwendig. Das lag aber offenbar weniger daran, daß die Rehe scheu geworden waren, sondern vor allem an Nebel und schlechtem Wetter. In der letzten Jagdwoche (9.-12.11.) benötigten wir „nur“ sieben-einhalb Stunden zur Erlegung eines Reh. Allerdings fast doppelt soviel Zeit wie am Anfang. Kein Wunder, denn die Wilddichte war auf weniger als die Hälfte reduziert.

„Jetzt hätte ich gern die besten Südtiroler Jäger hier,“ meinte Alfons Heidegger in den letzten Tagen, „die würden alle heimfahren und sagen, hier gibt's keine Rehe mehr.“ Wir teilten seine Meinung – dabei waren seinerzeit noch etwa 40 Rehe im Revier: Rund zwölf pro 100 Hektar Wald. Eine solche Zahl hält man vielerorts heute noch für eine „hohe“ Dichte und glaubt, da sei das Jagen eine Leichtigkeit.


Pro Zeiteinheit wurden in den Morgenstunden eineinhalb- bis zweimal soviel Stücke erlegt wie abends. Auch fielen die Schüsse abends überwiegend in der letzten Stunde, wo-

gegen sie morgens auf einen längeren Zeitraum verteilt waren. „Morgenstund' hat Gold im Mund“ – auf die Rehwildbejagung paßt dieses Sprichwort.

Zwei Drittel der Stücke wurden auf 100 Meter Entfernung oder weniger erlegt. 90 Prozent auf weniger als 160 Meter. Vier Rehe wurden auf über 230 Meter geschossen. Doch soll das niemand als Empfehlung betrachten; denn diesen vier Treffern stehen neun Fehlschüsse in diesem Entfernungsbereich gegenüber.

Die Abschüsse erfolgten wahllos, mit der Einschränkung: Kitz vor Gais. Ob jung oder alt, Bock oder Gais – es war wie beim Fangen oder beim Beobachten: Alle Rehe wurden unabhängig von Alter oder Geschlecht mit etwa gleicher Wahrscheinlichkeit erbeutet. Nicht die Erfahrenen hatten bessere Chancen zu entkommen, sondern jene in unzugänglichen oder deckungsreichen Revierteilen.

Das Durchschnittsalter der Böcke war drei Jahre, das der Gaisen knapp vier. Kitze sind dabei ausgeklammert. Für Rehwild ist ein solches Durchschnittsalter hoch – typisch für eine Population, die erstens nur gering bejagt worden ist und zweitens wenig Zuwachs bringt.

Daß die Gaisen im Schnitt älter waren als die Böcke, ist typisch für Schalenwildpopulationen, egal ob sie bejagt werden oder nicht: Weibliche Tiere haben eine höhere Lebenserwartung. 

Der vorstehende Beitrag ist die auszugsweise Wiedergabe der Kapitel 4, 5 und 6 der Broschüre „Die Rehe von Hahnebaum“ von Ulrich Wotschikowsky. Sie kann zu einem Preis von 20 DM bei der Wildbiologischen Gesellschaft München, Linderhof 2, D 82488 Ettal, Tel. 0 88 22/92 12 22, Fax 0 88 22/92 12 12, bezogen werden.



DAS AUGE DES JÄGERS

Die Natur hat jagende Tiere besser ausgestattet als den jagenden Menschen. Aber mit Intelligenz und Erfindungsgabe haben wir die Defizite wettgemacht. Vor allem das scharfe Sehen. Zielfernrohre von Schmidt & Bender sind dafür das beste Beispiel. Hervorragende Bildqualität, naturgetreue Farbwiedergabe, hohes Auflösungsvermögen auch bei schlechten Lichtverhältnissen, großes Sehfeld, geringes Gewicht durch kompakte Bauweise und ein unverwüstliches Oberflächen-Finish sind Eigenschaften, die jeden Jäger überzeugen. Überall auf der Welt. Wir bauen Spitzen-Zielfernrohre, die sich mit dem Auge des Leoparden messen können.



1,5 - 6 x 42



Schmidt & Bender GmbH & Co. KG · Am Großacker 42 · 35444 Biebertal
Telefon (0 64 09) 20 63 · Telefax (0 64 09) 29 50